

Im Zickzack durch den Schlaf der Stadt

Manchmal gehen wir abends los, besuchen den Osten, laufen weit, trinken irgendwo Wein und laufen wieder, Wege, die uns immer noch unglaublich scheinen, neulich vom Alexanderplatz bis zum Kurfürstendamm.

Das Brandenburger Tor war geöffnet, der Platz davor leer, keine Marktbuden, an denen Trümmer und Trophäen verkauft werden, Mauerbrocken als Ohringe, Ehrendolche, Fahnen, Generalsuniformen, die bunten Lumpen einer im Frieden besiegten Armee. Über untergegangene Reiche legt sich sanft und gnädig der Staub, den der Zusammenbruch aufgewirbelt hat, das Staunen der Welt, das fassungslose Schweigen der Zeugen.

Wer hier geboren wurde, ist Zeuge, ob er will oder nicht. Was kann uns noch erschüttern, nachdem wir das unglaublichste Bauwerk der neueren Geschichte um uns hatten, unseren ohnmächtigen Groll bei seinem Anblick in uns, einen grauen, gottverlassenen Himmel über uns? Und nachdem dieses Bauwerk vor unseren Augen geschleift wurde, just, als wir es kaum noch für möglich hielten, wie im Prophetenbuch geweissagt: „Und die Mauern fielen und das Volk erstieg die Stadt, ein jeglicher stracks vor sich hin.“ Auch wir gehen immer geradeaus, Rathausstraße, Unter den Linden, durch das Tor, dessen Innenansicht uns lange verwehrt war, über einen Platz, auf dem viel gefeiert wurde, am dunklen Tiergarten lang.

Tote Hasen, Opfer der Feuerwerke, vermutlich vor Schreck gestorben: der Lärm der außer sich geratenen Menschen kam ganz unerwartet, jahrzehntelang war der Tiergarten ein verödeter Ort. Eine Konferenz im Reichstag galt als „Provokation“, wir standen dort noch vor einem Jahr am Fenster, von den Richtmikrofonen der Gegenseite belauert, und unsere Hoffnungen und Prophezeiungen – heute Alltag – fanden die vernünftigen Deutschen zu tollkühn, um sie in Erwägung zu ziehen.

Die Mauern des Aurelian können die Goten vor Rom nicht tiefer verstört haben als ihre Nachkommen der Anblick dieser Betontürme im Neonlicht. Auf ewig schienen sie dort zu stehen, ihr deprimierendes Dasein stimmte die Politiker kleinmütiger mit jedem Tag, und in dem Bauwerk, an dem drei Jahrzehnte lang geschossen wurde, wollten sie schließlich ein Symbol des Friedens sehen.

Schon ist der Todesstreifen kaum noch zu erkennen, man hat sich mit dem Abräumen der Befestigungen beeilt. Der Asphalt dort, wo die Mauer stand, etwas dunkler, die amputierten Straßen wurden, damit der Autoverkehr reibungslos rollen kann, in Windeseile geflickt. Wir gehen im Todesstreifen spazieren, benutzen die Wege, auf denen die Wächter hin und her fahren, bewaffnet und von ihren Schäferhunden begleitet. Erde, Beton, Grasnarbe wie überall, seltsam still.

Wann war Berlin so lautlos wie heute? Ich erinnere an die die rollenden Panzer in der Nacht vor dem Mauerbau, das Scheppern und Klirren der Ketten auf dem Asphalt, eindringlich, wie nur Erlebnisse der Kinderzeit bleiben. Auch später an das Gelärme von Militärparaden, das Geräusch der nächtlichen Schüsse. Wir hörten sie noch, als wir längst im Westen lebten.

Unser Weg führt uns in die leere Siegesallee, immer noch atmen wir auf, wenn wir wieder im Westen sind, mag die trennende Linie mehr und mehr unsichtbar, womöglich nur noch in unseren Köpfen vorhanden sein. Schon unsere Kinder können das nicht mehr verstehen, sie betreten den Osten der Stadt ohne Scheu, kaufen dort billige Bücher, lassen ihre munteren Blicke über die verkommenen Häuser schweifen und machen Scherze über das Ende eines Regimes, das aus ihrer Sicht eher lächerlich als schecklich war. Wir erinnern uns noch gut an den Schrecken, er kommt über uns, als wir unvermutet, Nähe Alexanderplatz vor einer Fassade stehen, hinter der wir damals verhört wurden. Und irgendwo können wir noch nicht wirklich glauben, daß in diesen dunklen Gebäuden niemand mehr Aktennotizen über uns anlegt, niemand mehr darüber nachdenkt, wie wir am wirksamsten zu schädigen sind.

Wir haben das heute Nacht hinter uns, Unter den Linden französischen Weißwein getrunken und mit einem Eurocheck bezahlt. Im Hotel saß eine amerikanische Reisegesellschaft, ein Toast wurde ausgebracht auf den historischen Ort, die wunderbare Stadt, die man jetzt unbedingt besuchen müsse. „For a peaceful world! All good wishes to you and your city!“ Wir haben uns bedankt, mit einem Anflug von Besitzerstolz, der neu ist. Die Stadt war bisher in den Augen der Welt ein „Problem“. Auch die Toilettenfrau findet: Was immer käme, schlimmer könne es nicht werden. Unsere Schritte auf dem spiegelglatten Pflaster der Siegesallee sind weit ausholend, vor uns ein langer Weg, im Zickzack durch den Schlaf der Stadt.

Die künstliche Sonne sinkt langsam. Inmitten des feindlichen Reiches behauptete sich West-Berlin als Jubelstadt, ihr gleißnerisches Licht schlug von weitem jedem entgegen, der sich erwartungsvoll näherte. Sie war das Eldorado ausgeflippter Kleinbürgerkinder aus Tuttlingen und Paderborn, es ging hoch her, man währte sich Babylon und New York oder was immer sich schwäbische Phantasie unter orgiastischem Leben vorstellen mochte.

Auf eine Stadt können Ereignisse zukommen, die das Amphitheater leeren. Berlin ist still geworden. Die harmlosen Spiele sind vorüber, der kindische Karneval von gestern unvorstellbar, weil uns der Seelenzustand unvorstellbar geworden ist, aus dem heraus wir gefeiert haben.

In der Geographie der Stadt finden Europas Verschiebungen ihr verdichtetes Bild: Der Kurfürstendamm ist nicht mehr der Boulevard biederer westdeutscher Provinzbesucher, sondern allmählich herunterkommende Geschäftsmeile, durchwimmelt von einkaufenden Osteuropäern mit fast platzenden Plastiktüten und ruppigen Manieren. Dafür ist die Potsdamer Straße, gestern noch verrufen, auf einmal eine gute Adresse.

Im Tiergarten nachts um zwei reges Treiben, ein junger Mann saust auf unbeleuchtetem Fahrrad in die Dunkelheit zwischen den Bäumen, er muß sich hier auskennen, in der linken Hand hält er ein kleines flaches Paket. Die Busse aus Polen sind voll schlafender Menschen, hinter den Scheiben sehen wir nach hinten gesunkene Köpfe, Kartons und Bündel, vorn ein Lämpchen, an dem jemand sitzt, der das Ganze bewacht. Ein Bus steht hinter dem anderen, Tausende müssen es sein, die hier übernachten. Eine Gruppe leise sprechender Männer zwischen zwei Autos unterbricht mitten im Wort, beobachtet uns stumm.

Auch aus einem Polizeiwagen beobachtet man uns, als wir den Großen Stern erreichen, das menschenleere Rondell zwischen den Standbildern. Der Beamte ist sich nicht sicher, ob wir zur Szene gehören oder was wir sonst um diese Zeit im Tiergarten suchen. Ein zweiter Polizeiwagen nähert sich und fährt auf den Rasen neben der Siegestsäule, Türen werden geöffnet, quakende Geräusche aus einem Funkgerät. Moltke lehnt resigniert auf seinem Sockel aus nassem Sandstein, auch seine Pläne sind nicht aufgegangen, das Reich in Scherben gefallen, und unerwartet bahnt sich jetzt ein neues an.

Die Einwohnerzahl der Stadt hat sich seit Öffnung der Mauer um eine halbe Million erhöht, wir schlagen die selbe Zahl noch einmal dazu, indem

wir die nicht Gemeldeten mitzählen, die Gestalten im Schatten des Tiergartens, die Schlafenden am Straßenrand. Wir müssen uns an die neuen Zustände gewöhnen, an die U-Bahn voller Bettler, musizierender Rumänen, die Tunnel der Bahnhöfe voll ausgestreckter Hände und Hütchenspieler. Wir müssen uns an den Anblick des Elends gewöhnen, an die Vorboten der Flüchtlingsströme aus den Reichen des Hungers.

Sie werden zu Hunderttausenden anrücken, nicht unbedingt, weil sie sich bereichern wollen oder weil es ihnen zuhause zu langweilig wäre, sondern aus dem einfachsten Grund der Welt: weil es dort, wo sie herkommen, nichts mehr zu essen gibt. Weil die Territorien verwüstet sind, die Gewässer vergiftet, weil das Leben dort zu Ende ist. Der Westen hat einen Gutteil Schuld daran, und meinen Trost finde ich im Alten Testament: zu jeder Zeit, lese ich dort, wurde man, wenn überhaupt, erst aus den Katastrophen klug.

Mit Berlin steht und fällt das Experiment eines vereinigten Deutschland. In Bonn und anderswo überrascht mich, wenn ich gelegentlich dort bin, die standhaft erhaltene Illusion von einer heilen Welt. Berlin als Sitz der Regierung? Man hat sich an kleine bis mittlere Dimensionen gewöhnt, jeder Gedanke an die heimgesuchte Stadt beunruhigt, man hat wenig Lust, sich von den rheinischen Idyllen zu trennen, von den gepflegten Parks und Villen, um sich unter unserem dräuenden Himmel niederzulassen.

In der Kantstraße eine Begegnung, die nicht ganz harmlos ist: eine Gruppe dunkelhaariger junger Männer umringt uns vor dem Schaufenster eines Juweliers, in dem wir uns Schmuck ansehen. Sie kommen sehr nahe, bleiben neben uns stehen, nehmen uns genau in Augenschein und lassen dann doch von uns ab. Vielleicht, weil wir so gedankenlos wirken, so ganz ohne Angst. Weil wir jetzt, da die eine Gefahr vorüber ist, nicht gleich an die nächste glauben wollen. Weil wir uns einbilden, dass die Stadt uns gehört. Aber so wird es nicht bleiben. Auch dieses Hochgefühl währt nur einen Augenblick. Berlin ist vereint, eine Großstadt wie alle, die Ernüchterung liegt schon in der Luft. In welcher europäischen Metropole könnte man mitten in der Nacht herumlaufen, quer durch alle Viertel, als gäbe es keine verbotenen Zonen, keine bedrohlichen Orte?

Die Uhr zeigt vier. Am Kurfürstendamm ist jetzt der Strich, der früher am Tiergarten war. Auch hier um diese Zeit eine Menge Leute, die nicht mögen, dass man ihnen – und sei es aus Neugier – forschend ins Gesicht

schaut. Bistros und Bars haben geöffnet, immer noch oder schon wieder, das Land wird vereinigt, es gibt viel Hin und Her in der Stadt, auch Geschiebe in den festgesteckten Revieren der Nacht. Nein, nicht der übliche Abschluß einer Berliner Nachtwanderung, kein Frühstück mehr in einem leeren Café, zu weit war der Weg diesmal, zu weit sind die Gedanken durch Ost und West geschweift, durch Gestern und Morgen.

Und plötzlich fällt uns ein, daß zu Hause Arbeit auf uns wartet. Wir nehmen Joachimsthaler Straße ein Taxi, unser Ausflug begann um acht Uhr abends, meine Begleiterin findet es genug. Was wir in der Schule lernten, ist nicht eingetroffen, was wir von der Stadt zu wissen glaubten, hat sich verändert bis zur Unkenntlichkeit und verändert sich mit jedem Tag. Berlin ist kein Ort für die Wahrheiten von gestern. Daher erleben wir alles mit dem Gefühl der Einmaligkeit. Unsere Wege sind Geschichte, was hier geschieht, ist das Schicksal des Landes.

© Chaim Noll (1990)

Veröffentlicht: Die Welt, Bonn, 12. Januar 1991, S.15